

Ein Dorf und der Fluch der Rohstoffe

140 Milliarden Dollar ist der Simandou-Eisenerzvorrat in Guinea wert – bisher stürzten alle, die sich ihm näherten, ins Verderben

FABIAN URECH, MORIBADOU

Die Hoffnung auf ein besseres Leben sieht aus wie das Rückgrat eines schlafenden Dinosauriers. Wenn Zeze Zoumanigé morgens die Kürbisse auf dem Feld hinter seinem Lehmhaus bewässert, liegt der Simandou-Hügelzug direkt vor ihm. Steil ragt die Erhebung aus der weiten Ebene. Da und dort werden die grünen Hänge von Pfaden roter Erde durchschnitten, am Fusse, sieben Kilometer von Zoumanigés Kürbisfeld entfernt, glänzen weisse Container in der Sonne. «Da will ich hin», sagt er mit leiser Stimme.

Vor zehn Jahren zog der Agronom in das Dorf Moribadou, das über eine ausgewaschene Piste mit der streng bewachten Containersiedlung verbunden ist. «Ich hatte gehört, es gebe Arbeit dort, als Koch oder Gärtner», sagt er. «Doch das dachten viele andere auch.» Seither hält sich der 48-Jährige mit dem Verkauf seiner Kürbisse über Wasser. «Es ist ein hartes, manchmal trostloses Leben: kein Strom, kein Wasser, kein Geld.» Aber wegziehen, nein, das wolle er nicht. «Solange es Hoffnung gibt, bleibe ich hier.»

Vom Eldorado zum Mahnmal

Grosse Hoffnung und tiefe Enttäuschung: Sie prägen die Geschichte dieser Hügelkette wie wenige andere Orte in Afrika. Im Jahr 2002 stiess das multinationale Bergbauunternehmen Rio Tinto hier, im tiefen Hinterland von Guinea, auf einen gewaltigen Eisenerzvorrat. Nach den Testbohrungen war klar: Nirgends sonst auf der Welt lagert mehr von dem rostfarbenen Gestein, das zur Produktion von Stahl verwendet wird. Und nirgends sonst ist das Erz von solcher Reinheit. Auf über zwei Milliarden Tonnen wurde das Vorkommen geschätzt. Das entsprach einem Gegenwert von 140 Milliarden Dollar. Auf einen Schlag wurde die abgelegene Region zum neuen Rohstoff-Mekka Afrikas. In Guinea galt Simandou alsbald als Goldesel. Der Schatz im Berg sollte die Staatseinnahmen verdoppeln und das bettelarme Land auf die nächste oder sogar übernächste Entwicklungsstufe katapultieren.

Doch gut fünfzehn Jahre später liegt das Erz noch immer im Berg. Von den hochtrabenden Plänen ist vor Ort nichts mehr zu spüren. Die weiträumig abgesperrte Hügelkette, die zum grössten Minenprojekt Afrikas werden sollte, ist nahezu verlassen. Rio Tinto hat den Rückzug eingeleitet; nur noch wenige Mitarbeiter halten in der Containersiedlung die Stellung. «Das Eldorado ist zum Mahnmal geworden», sagt ein Rohstoffexperte in der Hauptstadt Conakry. Simandou gelte heute als Archetyp des Ressourcenfluchs, dieser alten afrikanischen Krankheit, die den Reichtum an Bodenschätzen ins Gegenteil verkehrt: in mehr Armut, Konflikte, Korruption.

Erklärungen für das Scheitern der Simandou-Saga gibt es viele. Im Kern geht



Im Dorfbild Moribadous omnipräsent, in den Köpfen der Bewohner auch: der Simandou-Hügelzug.

FABIAN URECH

das Malaise – wie so oft – auf eine fehlergeleitete Politik zurück: Misswirtschaft und schwache, korrupte staatliche Institutionen. Dass bis heute kein einziges Gramm Erz exportiert wurde, hat indes einen ungleich profaner Grund: das Fehlen einer Eisenbahn.

Auf einer weiten Ebene, kaum zehn Kilometer nördlich von Moribadou, sollte das Erz dereinst auf Güterwagen verladen werden, um es an die Atlantikküste und dann auf die Weltmärkte zu bringen. Als die guineische Regierung die Schürfrechte für Simandou verkaufte, koppelte sie die Lizenz an die Bedingung, eine entsprechende Eisenbahnlinie und einen neuen Hafen zu bauen. Auf den ersten Blick keine abwegige Idee: Die isolierte Region würde dadurch mit dem wirtschaftlich stärkeren Küstengebiet verbunden. Doch zwischen Simandou und der guineischen Atlantikküste liegen 650 Kilometer. Das Gebiet ist kaum erschlossen, hügelig und waldreich. Das macht den Bau enorm teuer: Auf 20 Milliarden Dollar hatte Rio Tinto die Kosten geschätzt. Es wäre die grösste Investition in ein Rohstoffprojekt in der Geschichte Afrikas – und ein sehr hoher Einstiegspreis angesichts der bestehenden Alternative: Das Eisenbahnnetz im Nachbarstaat Liberia ist bis an die guineische Grenze ausgebaut, eine Anschlusslinie wäre nur 100 Kilometer lang.

Lange schien die Rechnung für die Regierung gleichwohl aufzugehen: Der Erzpreis war hoch, Rio Tinto steckte viel

Geld in die Infrastruktur. Es entstanden neue Strassen und ein kleiner Flughafen, die Pläne für die Eisenbahnlinie lagen ausgearbeitet auf dem Tisch. Doch Anfang 2014, nur Monate bevor die Baumaschinen auffahren sollten, gerieten die internationalen Rohstoffmärkte ins Schlingern. Der Preis von Erz fiel in den Keller. Und ausgerechnet in dieser Zeit wurde Guinea von der Ebola-Epidemie heimgesucht. Im Herbst 2016 zog Rio Tinto die Reissleine. Die Lizenz wird verkauft, neue Besitzerin ist nach einer Übergangsphase das staatliche chinesische Bergbauunternehmen Chinalco. Eilig scheinen es die Chinesen aber nicht zu haben. Selbst der Préfet in der Regionalhauptstadt Beyla sagt: «Ich weiss nicht, wann und wie es weitergeht.»

Ein Dorf wie ein Magnet

In Moribadou, dem Dorf am Fusse des Simandou-Hügels, wurde man vom Wegzug Rio Tintos völlig überrascht. «Nach dem Ende der Ebola-Epidemie hatten wir gehofft, dass es bald weitergeht», sagt Camara Giba, ein redseliger Mittdreissiger, der im Dorfzentrum eine kleine Apotheke betreibt. «Ich dachte: Endlich profitieren wir von dem Schatz, der in unserem Berg lagert.» Ganz unbegründet schien Gibas Hoffnung nicht. Rio Tinto hatte in der Vergangenheit immer wieder auf lokale Arbeitskräfte zurückgegriffen, etwa für Grabungen oder Reinigungsarbeiten. Das sprach sich in

der Region herum. Im Süden Guineas beträgt die Armutsquote 60 Prozent, die Aussicht auf ein festes Einkommen wirkt hier wie ein Magnet. Laut Zählungen von Rio Tinto wuchs die Bevölkerung des Örtchens zwischen 2007 und 2011 von knapp 800 auf über 8000 Bewohner an – eine Verzehnfachung in vier Jahren. Menschen aus anderen Provinzen Guineas gehörten genauso zu den Zuzüglern wie Arbeitssuchende aus Nachbarländern. «Moribadou wurde zu einem kosmopolitischen Ort», sagt Giba. Zwar hätten längst nicht alle einen Job gefunden, aber plötzlich sei Geld geflossen in dem Dorf, das jahrzehntlang von der Welt abgeschnitten gewesen war. «Mit etwas Unternehmergeist könntest du dir ein anständiges Einkommen erwirtschaften», sagt der 38-Jährige. «Es reichte, eine kleine Bar oder einen Laden zu eröffnen.»

Einer der Zuzüger, die im Containerdorf Arbeit fanden, ist Amadou Fofana. Fünf Jahre lang arbeitete der 52-Jährige für Rio Tinto als Koch. «Ein gutes Leben, mit gutem Verdienst und medizinischer Versorgung», sagt er wehmütig. Doch nun, ohne Arbeit, gebe es hier keine Zukunft mehr für ihn und seine Familie. «Wir haben lange gewartet und gehofft. Bald reisen wir ab.» Fofana ist nicht der Erste, der Moribadou den Rücken kehrt. Nimmt man die Zahl der leeren Häuser als Massstab, dürfte die Bevölkerung kaum mehr halb so gross sein wie vor einigen Jahren, als der kleine Rausch, der

ja eigentlich noch gar nicht begonnen hatte, die Leute in Scharen anzog.

Heute fällt es schwer, sich die einstige Aufbruchstimmung in dem Ort vorzustellen. Manche der Lehmhäuser, die scheinbar planlos immer weiter ins Umland hinausgebaut wurden, sind bereits im Zerfall begriffen. Da und dort wachsen Sträucher aus den Dächern, vielerorts ragt das Gras vor den nur halbherzig verriegelten Eingängen zwei Meter gen Himmel. Beim Rundgang wird auch klar, wie wenig Bleibendes die Boomjahre im Dorf hinterlassen haben. Noch immer fehlen Strom, fließendes Wasser, eine Kanalisation. Die Schule sei selbst jetzt noch, wo viele weg seien, zu klein, sagen die Bewohner. Gleiches gilt für die Krankenstation, die aussieht wie ein auffälliges Relikt aus längst vergangener Zeit.

Mancherorts sind noch Spuren zu finden von Projekten, die Rio Tinto initiierte. Wasserpumpen etwa oder die kleine Ausbildungsstätte für Handwerksberufe. Von einer staatlichen Grundversorgung aber kann keine Rede sein. Von den nicht unerheblichen Lizenzgebühren, die Guinea mit Simandou bereits verdient hat, scheint nichts am Ort selbst angekommen zu sein. «Neun von zehn Leuten sind heute arbeitslos», sagt eine Frau, die einen der wenigen noch nicht verriegelten Läden betreibt. «Es ist wenig geblieben von damals», sagt Camara Giba, der im Dorf aufgewachsen ist. Simandou habe kurzzeitig Geld gebracht. «Aber der Boom brachte auch Alkohol, Prostitution und Konflikte.» Das Geld sei längst weg, Letzteres sei geblieben, so der Apotheker.

Ressourcenfluch en miniature

Ein kurzer Rausch, schnelles Geld, das ebenso schnell wieder weg ist und mehr Schaden als Gutes anrichtet: Die Geschichte Moribadous scheint im Kleinen vieles zu spiegeln, was auch im Grossen schief läuft, wenn es um den Umgang mit den reichhaltigen Bodenschätzen in den Staaten Afrikas geht. Guinea ist dafür ein trauriges Musterbeispiel. Neben Erz verfügt das Land über beachtliche Vorkommen an Bauxit, Diamanten, Öl und Gold. Trotzdem gehört es zu den ärmsten der Welt. Bis zur Wahl des jetzigen Präsidenten Alpha Condé im Jahr 2010 wurde Guinea ausschliesslich von Autokraten und Militärdiktatoren regiert, die sich an den Bodenschätzen nicht nur schamlos bereicherten, sondern diese auch dazu nutzten, ihre Macht abzusichern. Das langwierige Hickhack um die Vergabe der Simandou-Lizenz zeigt dies exemplarisch (siehe Zusatz).

«Der guineische Staat ist bis heute schwach und korrupt», sagt Amadou Bah, der Direktor der lokalen NGO Action Mines. Zwar zeige sich Condé bemüht, die Fehler der Vergangenheit auszumeren. Doch was so lange nicht funktionierte, könne nicht innert weniger Jahre repariert werden. Ohne Ebola und den Erzpreissturz wäre Simandou vielleicht längst in Betrieb, sagt Bah. «Doch wäre die Situation dadurch vor Ort eine andere? Ich glaube es nicht.» Nicht das fehlende Geld sei das Problem, sondern der Umgang mit dem vorhandenen. «Je grösser die Einnahmen, desto grösser der Wahnsinn.» Dass es mit Chinalco besser wird, glaubt Bah nicht. Es sei kein Geheimnis, dass chinesische Firmen weniger Wert legen auf Menschenrechte und die lokale Entwicklung. «Es ist unwahrscheinlich, dass Simandou jemals zu dem wird, was sich die Menschen erhoffen.»

Gut möglich, dass der fabelhafte Reichtum, den die schöne Hügelkette verspricht, auch künftig für jene am wenigsten erreichbar ist, die in deren unmittelbarer Nähe wohnen. Am Rand von Moribadou, in einem kleinen Garten vor einer Hütte, sitzt ein betagter Mann im Schatten eines Baums. Er sei zu alt, um Fragen zu beantworten, sagt ein Nachbar. Ausserdem sei er blind. «Er hat Glück», meint er weiter. «Er muss sich das alles nicht mehr ansehen.»

Die Recherche in Guinea wurde finanziell unterstützt durch den Medienfonds «Real21».

Das grösste Minenprojekt Afrikas



«Der korrupteste Deal des Jahrhunderts»

urf. Dass Simandou vielen als Sinnbild für den Ressourcenfluch gilt, hat auch mit den Korruptionsskandalen zu tun, die mit der Hügelkette verbunden sind. International Schlagzeilen machte das Minenprojekt erstmals 2008, als Guineas damaliger Diktator Lansana Conté die Schürfrechte für die nördliche Hälfte Simandous kurzerhand neu vergab. Rio Tinto, so seine Begründung, habe die Frist zur Inbetriebnahme verstreichen lassen. Neuer Lizenznehmer wurde die vom israelischen Unternehmer Beny Steinmetz geführte Diamantenfirma BSGR, die im Erzabbau über keinerlei Erfahrung verfügte. Offiziell bezahlte BSGR für die Lizenz einzig mit dem Versprechen, etliche Millionen in die Mine zu investieren. Bereits ein Jahr später verkaufte Steinmetz einen Teil der Schürfrechte an die brasilianische Bergbau-firma Vale weiter – für 2,5 Milliarden Dollar. Das war so offensichtlich anrücklich, dass eine britische Zeitung vom

«korruptesten Deal des Jahrhunderts» sprach. Später legten Recherchen nahe, dass ein Strohhalm von Steinmetz die Ehefrau des Präsidenten bestochen hatte.

Damit nicht genug: Als Conté starb und 2010 Alpha Condé an die Macht kam, erklärte dieser die Lizenz von BSGR und Vale für ungültig. Wenig später holte sich Rio Tinto ebendiese zurück und zahlte der guineischen Regierung für die «Beilegung ausstehender Probleme» 700 Millionen Dollar. Auch dieser Deal lief offenbar nicht sauber ab: 2016 entliess Rio Tinto zwei Topmanager. Sie sollen einen Berater bestochen haben, der mit Guineas Regierung verhandelte. Letztes Jahr haben die britischen und australischen Behörden gegen die Firma eine Untersuchung eingeleitet.

Beny Steinmetz wurde vergangenes Jahr in Tel Aviv vorübergehend festgenommen. Gegen ihn laufen Ermittlungen in Israel, den USA, Guinea und der Schweiz, wo er seinen Wohnsitz hat.